



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage.

Mit dem folgenden Artikel beginnen wir eine Serie von Aufsätzen, welche bestimmt sind, über die Hauptpunkte einer Frage, die Viele schon seit geraumer Zeit im Stillen beschäftigt hat, im letzten Jahre aber an die Oeffentlichkeit getreten und allmählich in allen Schichten des Volkes Gegenstand lebhafter Erörterung geworden ist, durch Herbeischaffung von Material das noch wünschenswerthe Licht zu verbreiten. Wir werden dabei von keiner vorgefaßten Meinung ausgehen und uns von keinem Gefühle, wie berechtigt es auch scheinen mag, beeinflussen, andrerseits uns aber auch nicht von Modephrasen abschrecken lassen, zu sagen, was wir nach Prüfung der Sache für wahr und wünschenswerth halten. Einzig und allein die Entwicklung der Dinge und die durch sie herbeigeführten gegenwärtigen Zustände sollen uns zeigen, was von dem Object unsrer Frage, dem Judenthume, zu halten ist, und ob und wie weit die über dasselbe laut gewordenen Klagen begründet sind. Vielleicht wird sich daraus schließlich für den Fall, daß letzteres zu bejahen, auch die eine und die andere Andeutung ergeben, wie dem Uebel abgeholfen werden könnte. Die Thatsachen also, die Ethnographie, die Culturgeschichte, die Statistik sollen sprechen. Wir haben diesen Vorbemerkungen nur noch die eine hinzuzufügen, daß wir das Judenthum nicht als Religionsgenossenschaft, sondern als Rasse zu behandeln gedenken, und daß wir von vornherein zugeben, daß Ausnahmen von der Regel, die wir finden werden, vorkommen können.

Der nächste Punkt, den wir ins Auge zu fassen haben, scheint uns der zu sein, welcher uns über die Verbreitung des Judenthums in der Gegenwart, über die letzten Wanderungen und Ansammlungen desselben und über die Stellen, die als seine heutigen oder zukünftigen Centren anzusehen sind, Aufklärung verspricht. Wir betrachten daher:

1. Die Vertheilung der Judenthümer über die Erde.

Die Zerstreung der jüdischen Nation schreibt sich nicht erst von dem Falle Jerusalems unter Titus und noch weniger erst von der Unterdrückung des letzten Grenzboten I. 1880.

Aufstandes in Palästina unter Hadrian her. Lange vor Flavius Josephus und vor Bar Kochab und Rabbi Akiba wohnte, wenn auch vielleicht nicht der größere, sicher aber ein sehr großer Theil des Volkes in zahlreichen Colonien außerhalb des gelobten Landes, und die heutige Diaspora unterscheidet sich von der damaligen lediglich dadurch, daß sie nahezu alle Juden umfaßt; denn von den sechs Millionen Köpfen, welche dieser Zweig des semitischen Stammes zählt, sind nicht viel mehr als etwa dreizehntausend in ihrem Vaterlande angesiedelt. Und ferner: die Ursache jener frühzeitigen Verbreitung des „Volkes Gottes“ über die alte Welt lag keineswegs bloß in den gewaltsamen Wegführungen durch Salmanassar, der die Mehrzahl der Bewohner des sogenannten Zehnstämmereichs auf Nimmerwiederkehr nach dem fernen Südosten deportirte, durch Nebukadnezar und durch die makedonischen Könige, welche wiederholt Schaaren von Juden als Gefangene oder Krieger nach entlegenen Provinzen versetzten; auch durch die Lust am Gewinn, durch den Trieb zum Handel bewogen, wanderten Tausende von Angehörigen der dem Kaufmannsvolke Phöniciens nahe verwandten israelitischen Stämme lange vor dem Untergange ihres letzten Staates über die Grenzen Kanaans, um sich namentlich in Hafenplätzen und Markttorten des Mittelmeeres niederzulassen und Geschäfte zu gründen.

Unablässig zogen, so dürfen wir annehmen, freiwillige Emigranten dieser Art — wie jetzt aus Polen, dem modernen Palästina, der Zug vorzüglich nach Deutschland geht — nach den Städten und Gebieten am großen Wasser zwischen Asien, Afrika und Europa, während die von der zweiten Wegführung in Babylonien zurückgebliebenen Colonien sich nicht nur größtentheils erhielten, sondern ihrerseits ebenfalls Schaaren von Auswanderern dahin ausströmten, wo es — „was zu handeln“ gab. So wohnten schon zu Jesu Zeit in Aegypten, besonders am Meere und am untern Nil, fast eine Million Juden, die in Heliopolis einen eigenen Tempel hatten und in Alexandrien den dritten Theil der Bevölkerung bildeten. In Nordsyrien saßen sie in besonders starker Zahl in Antiochia. In Arabien fand nach der letzten Zerstörung Jerusalems eine bedeutende Einwanderung von Juden statt, durch deren Einfluß später der Mosaismus in Yemen für einige Zeit Staatsreligion wurde. Massen von ihnen hatten sich ferner schon ein Jahrhundert vor der Katastrophe des Jahres 70 n. Chr. in den Hauptstädten des westlichen Kleinasiens, in Ephesus, Milet, Laodicea und Halikarnas, in Thrakien, Makedonien und Syrien, in den Pontusländern, auf den Inseln zwischen Europa und Asien, vorzüglich auf Cypren und Kreta, Cuböa, Kos und Delos ansässig gemacht. Im eigentlichen Griechenland wurden sie durch besonders gut gelegene Handelsstädte wie Korinth angezogen. In Rom sammelten sie sich seit der Zeit des Pompejus bis zur Zahl von mehr als zehntausend Seelen an, und von hier aus wieder gründeten sie Gemeinden in Gallien und Hispanien, während sie sich vom Millande aus nach den Orten der Pentapolis verbreiteten. Reichen die Judencolonien, die sich in Indien und China finden, wirklich, wie behauptet worden ist, bis in das erste Jahrhundert v. Chr. zurück, so sind sie vermuthlich aus See-Expeditionen hervorgegangen, welche Kaufleute Alexandriens, der

damaligen Welthandelsstadt, vom Rothen Meere aus nach Ostasien unternahmen. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatte die jüdische Diaspora die Alpen überschritten und sich auch von Gallien her nach Germanien verzweigt. Wir treffen zu jener Zeit Spuren von ihr in einigen Orten am Rheine an. An der oberen Donau werden ihre Pioniere damals auch nicht gefehlt haben. Im Mittelalter drangen sie allenthalben in Centralearopa und im Osten bis über die Weichsel hinaus vor. Endlich ließen sich in den letzten fünfzig Jahren zahlreiche Juden auch in Nordamerika nieder, und selbst in Australien giebt es gegenwärtig Gemeinden derselben.

Wir behalten uns vor, Einiges hiervon ausführlicher in einem oder zwei weiteren Abschnitten darzustellen, in denen gewisse Partien der Geschichte der jüdischen Diaspora in Europa besprochen werden sollen.

Gegenwärtig wird sich die Gesamtzahl der Juden, wie bemerkt, auf etwa sechs Millionen belaufen, von denen höchstens der sechste Theil auf außereuropäische Länder fallen kann. Wir wenden uns zunächst den letzteren zu, bemerken jedoch vorher zum Verständniß noch Folgendes. Die jüdischen Gemeinden Polens und gewisser Provinzen Rußlands bis nach Sibirien hin, von denen, da sie als Stamm-Mütter der meisten unter uns lebenden Semiten zu betrachten sind, in einem späteren Kapitel dieser Untersuchungen ein Bild gegeben werden soll, und ebenso die in Posen, Galizien, Ungarn und den unteren Donauländern bis ungefähr nach Galacz hinab, bedienen sich im Verkehr untereinander eines mit einer Anzahl hebräischer Worte vermischten Deutsch und nennen sich deshalb *Askenasim*, von *Askenas*, ursprünglich Norden, dann Deutschland. Dagegen sprechen die Juden im Süden der europäischen Türkei, in Kleinasien, Syrien, Aegypten, Tunis, Tripolis, Algerien und Maroffo, soweit sie nicht, wie es in Palästina und Konstantinopel zum Theil der Fall ist, aus neuerdings von Osteuropa eingewanderten Elementen bestehen, ein verdorbenes Spanisch und werden deshalb sowie wegen ihrer Abstammung von den 1492 aus Spanien und 1496 aus Portugal vertriebenen Israeliten *Sephardim*, Spanier, genannt.

Die Zahl der in Asien lebenden Juden wird — ohne Zweifel viel zu hoch — auf 750000, die der in Afrika angesiedelten — wahrscheinlich zu niedrig — auf eine halbe Million veranschlagt; in Amerika sollen sich jetzt etwa 150000 niedergelassen haben.

Im Nachstehenden geben wir zuvörderst einige Notizen aus dem, was wir durch neuere Reisende von den Juden in den Mittelmeerländern, im östlichen Asien, in Arabien, in Nordafrika und in Habesch wissen.

Ueber die Levante finden wir in Frankls Reisebuch „Nach Jerusalem“ Auskunft nach Notizen, die der Verfasser meist an Ort und Stelle gesammelt hat, die aber freilich nicht durchaus zuverlässig sind. Wenigstens macht die offenbar übertriebene Behauptung, daß auf Korfu 4000 und auf der Insel Zante 2000 Juden leben, bedenklich auch hinsichtlich anderer Zahlen. Die Majorität der ionischen Israeliten besteht aus *Sephardim* und nährt sich, wie bei uns und fast überall, vom Handel;

nur wenige treiben ein Handwerk, obwohl ihnen das dort niemals verwehrt war. Im übrigen Königreiche Griechenland gab es 1857, wo Frankl schrieb, nur in der Stadt Chalkis auf der Insel Euböa eine jüdische Gemeinde, was begreiflich erscheint, weil die Neugriechen selbst geriebene Handelsleute sind. Jene Gemeinde bestand, von Venedig aus gegründet, seit etwa sechshundert Jahren, bediente sich im häuslichen Verkehre des Spanischen und zählte ungefähr 300 Seelen. In Athen existirten 1854 nur zwei deutschredende Judenfamilien, denen sich später noch einige aus Zante anschlossen. Die Colonien, welche früher in der Morea anzutreffen waren, sind während des Befreiungskrieges der Hellenen zu Grunde gegangen. Man hatte sie vielleicht als unerfreuliche Nachbarn kennen gelernt.

Die Juden der Türkei werden von zwei Großrabbinern regiert, die beide ihren Wohnsitz in Konstantinopel haben, und von denen der eine die politischen, der andere die religiösen Angelegenheiten der israelitischen Unterthanen des Großherrn wahrnimmt. Mit andern Worten, jener übt die Polizei, vertheilt die Steuern, legitimirt Käufe und Verkäufe von Grundeigenthum und ernennt die Rabbiner für die Provinzialstädte. Dieser segnet Ehen ein, nimmt Eide ab und besitzt die Befugniß, Vergehen gegen die Ceremonialgesetze zu bestrafen, in denen die Religion dieser wie überhaupt der meisten orthodoxen Juden allein noch besteht. Konstantinopel hat eine jüdische Bevölkerung von etwa 40 000 Köpfen, wobei nur die gerechnet werden, die dem türkischen Gesetz unterworfen sind, nicht aber die, welche als Schutzbefohlene der fremden Gesandtschaften dort leben. Jene wohnen besonders in den Vorstädten Balat und Hasköi. Es finden sich unter ihnen einige sehr reiche Kaufleute, die meisten aber leben in dürftigen Verhältnissen. In beträchtlicher Zahl Handwerker — denn die schlauen Armenier von Stambul machen in Handelsgeschäften zu viel Concurrrenz — zeigen sie Vorliebe besonders für das Klempner- und das Buchbinder-gewerbe. Gegen 900 sind Fischer, gegen 700 Barbierer, ungefähr 600 betreiben Gastwirthschaft, je 500 widmen sich den Beschäftigungen von Schneidern, Posamentirern, Musikanten und Aerzten, über 400 endlich sind Nagelschmiede. Ihrer Hausprache nach sind die meisten Sephardim, ihrer Secte nach gehören sie zu den Rabbanim, d. h. den Anhängern des Talmud. Karaim, die wie die Sadducäer die Tradition verwerfen und mit den übrigen Juden keinen Verkehr unterhalten, finden sich in Konstantinopel nur etwa dritthalbhundert. Sie sollen besser geartet sein als die andern, die von den Türken und Griechen mit größter Geringschätzung behandelt werden.

Ebenfalls sehr starke israelitische Gemeinden bestehen in Adrianopel, in Brussa, in Salonik und in Smyrna. Die letztgenannte Stadt hat unter ihren 120 000 Einwohnern nicht weniger als 15 000 Juden, die größtentheils aus dem Westen eingewandert sind, seit ziemlich dreihundert Jahren eine Genossenschaft mit sepharadischem Ritus bilden und, wenn sie unter einander sind, das erwähnte verdorbene Spanisch sprechen. Auch hier begegnen ihnen auf Seiten der Türken allenthalben Verachtung und Haß. In Brussa leben circa 1600 Juden spanischer Abstammung, die sich in erster Linie vom Handel, dann als Blechschmiede, Seidenweber und

Bosamentirer nähren. Verhältnißmäßig am stärksten vertreten ist das jüdische Element des osmanischen Reiches in Salonik, wo ihm bei einer Gesamteinwohnerzahl von 80 000 Seelen über 18 000 angehören. Diese leben nicht wie in Smyrna und Konstantinopel vorwiegend von Handwerken, sondern vom Groß- und Kleinhandel und sind meist in ärmlichen Umständen. Ihre Sprache und ihr Ritus sind „spanisch“. Ihr Oberrabbiner erstreckt seine Macht auch über die kleineren Nachbargemeinden, ja bis nach Larissa, Trikala und Janina, in welchen Orten ebenfalls zahlreiche Juden angesiedelt sind. Eine eigenthümliche Erscheinung unter denen in Salonik sind die Minim, die ihrem äußeren Auftreten nach als Muhamedaner zu betrachten sind, aber insgeheim jüdischem Glauben und Brauche huldigen, und die man für Reste der kabbalistischen Secte hält, welche der tragikomische Pseudomesias Sabbatai Zebi, ein Jude von Smyrna, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stiftete. *) Sie zerfallen in drei verschiedene Klassen, die einander ungefähr ebenso hassen und befehlen wie die Muslime die orthodoxen Juden. Zwei von jenen Klassen oder Sectenzweigen unterscheiden sich durch ihre Namen: sie nennen sich, vermuthlich nach ihren Gründern, Cavaglieros und Cognos. Die letzteren studiren besonders fleißig altjüdische Schriften und hegen namentlich vor dem kabbalistischen Buche Sohar tiefe Verehrung. Die Minim heirathen nur unter einander, enthalten sich berausender Getränke, bewahren streng ihre religiösen Geheimnisse und strafen, wie es heißt, den, welcher sich des Ausplauderns derselben schuldig macht, mit dem Tode.

Ziemlich stark ist die Zahl der Juden auf den Inseln Rhodus und Cypren, und auch auf Kreta haben sich deren gegen 800 niedergelassen, von denen die Hälfte auf die Hauptstadt Canea kommt. Die letzteren sind meist Handwerker und der Sprache nach Spanier. Mestenasim erscheinen hier sowie in den benachbarten Gemeinden höchst selten und niemals um zu bleiben.

Wenden wir uns nach Syrien, so treffen wir zunächst in Beirut, dann in Haleb und Damaskus jüdische Colonien. Die in Beirut zählt ungefähr 500 Seelen, die mit Ausnahme von wenigen Sephardim aus Syrien selbst stammen, und deren Beschäftigung fast nur der Handel ist; nur die Aermsten sind Lastträger. Vier Meilen davon, in der Libanonstadt Deir El Kamar, existirt eine Judengemeinde von 300 Mitgliedern, die meist Ackerbauer, Viehzüchter oder Maulthiertreiber sind und eine Synagoge besitzen. Ihrem Ursprunge nach Syrer und nur Arabisch, die Landessprache, redend, unterscheiden sie sich von ihren Nachbarn, wie behauptet wird, allein durch ihre Religion. Andere dem Stamme nach syrische und arabisch sprechende Judengemeinden sind die in Tripolis, die aus einigen achtzig, und die in Hasbeia, die aus ungefähr 100 Seelen besteht. Diese sollen in ihren Gewohn-

*) Er trieb allerhand mystische Possen mit starker Tendenz aufs Einträglichc, fand ungeheuren Zulauf, verführte die Leute zu fast ungläublichen Abergemeinheiten und trat, als die türkische Regierung ihn endlich zur Verantwortung zog, aus Furcht vor dem Gepfählwerden zum Islam über. Als er später seine Rolle als Judenkönig wieder hervor suchte, wurde er von der Pforte nach Albanien verbannt, wo er 1676 starb.

heiten und Beschäftigungen denen in Deir El Kamar ähnlich sein. Die größte jüdische Colonie Syriens ist die in Damaskus, welche über 5000 Mitglieder zählt und 8 Synagogen hat. Sie besteht fast ausschließlich aus Sephardim; nur einige zwanzig Familien sind Unterthanen Oesterreichs, Italiens, Frankreichs und Preußens. Ungefähr ebenso verhält sich's mit Haleb, wo 4800, mit Antafia (Antiochien), wo etwa 200, und mit Mintab, wo 300 Juden leben. Auf Bagdad rechnet man 5500; in Mossul wohnen etwa 1000, in Nisibin 250, in Erbil (Arbela) 800, in Kerkuk über 1000, in Basra ungefähr 150 Juden. Auch in Suk Esch Schiuch und einigen anderen Ortschaften am Euphrat, wo Märkte sind, befinden sich solche Ansiedelungen.

In Persien wohnen seit sehr alter Zeit zahlreiche Israeliten. In Buschir z. B. befinden sich nach Petermanns „Reisen im Orient“ 30, in Barasgun 12, in Kaserun 10, in Kulpagun 61, in Schiras 80, in Serkun 30, in Espahan 100, in Hamadan gegen 1000 jüdische Familien, und auch in Jessd und Kerind giebt es denen mehrere. Alle leben hier unter schwerem Druck und sind fortwährend Mißhandlungen von Seiten der schiitischen Bevölkerung ausgesetzt, weshalb schon Tausende ihren Glauben abgeschworen haben und Muslime geworden sind, was namentlich von denen gilt, die sich in Lar und Mesched niedergelassen haben. Viele glauben an die Seelenwanderung, die in gewissen kabbalistischen Schriften vorgetragen wird. Auffallend ist der Dialect der Juden von Schiras, der von ihren Stammgenossen aus andern Orten nicht verstanden wird. „Merkwürdig war mir,“ sagt Petermann, „daß ich bei ihnen wie auch bei den Juden anderer Städte Persiens öfters das deutsche Wort Jahreszeit hörte, was vielleicht zum Beweise dienen kann, daß sie aus einer Mischung von Polen her eingewanderter und einheimischer Elemente hervorgegangen sind“ — eine Vermuthung, die durch jenen Glauben an die Seelenwanderung unterstützt wird; denn derselbe herrscht auch unter den westrussischen und galizischen Chassidim.

Auch im Osten von Persien existiren größere und kleinere Judencolonien. Wir treffen auf solche in Afghanistan, wo sie von Kabul bis nach Madras, Bombay und Kalkutta handeln, in der Bucharei, wo sie bürgerliche Freiheiten genießen und gute Metallarbeiten und Seidenstoffe liefern, in Ostindien, wo sie schon ziemlich früh erwähnt werden, in Kochinchina, wo sie wahrscheinlich mit den Portugiesen Fuß faßten, und wo sie sich mit Ackerbau und Handwerken nähren. Selbst in China findet man einzelne jüdische Gemeinden.

Nicht ganz unmöglich, aber bis jetzt unerweislich ist es, daß unter diesen mittel- und ostasiatischen Juden sich einige Nachkommen der verlorenen zehn Stämme befinden. Die Mythenbildung aber, die sich an alles Ferne und schwer Erklärliche knüpft, ist damit nicht zufrieden gewesen und hat alle im Osten vom einstigen Exil der Bewohner des Reiches Israel gelegenen Landschaften mit Fabeln angefüllt, welche die Urenkel der Verbannten dort als Nation wohnen lassen und von Judenkönigen in Judien und Birma berichten. Frankl theilt eine Anzahl solcher Märchen mit, von denen wir ein besonders charakteristisches auswählen.

Dem Rabbiner Joseph Schwarz, einem, wie es scheint, recht leichtgläubigen und phantastischen Menschenkinde, erzählte ein indischer Derwisch, der als Pilger nach Jerusalem gekommen war, von einem großen jüdischen Reiche, das 120 Tagesreisen von Kaschmir entfernt und rings von hohen Bergen umgeben sei, durch welche nur ein Paß führe. Die Hauptstadt hieße Ujulum. Sie habe prächtige Paläste und Synagogen, und — nur die Sklaven in ihr seien Nichtjuden.

Es giebt Leute, welche meinen, dergleichen könne man näher haben, und wer unsern Artikel bis zu Ende lesen will, dem kann wenigstens die Befürchtung aufsteigen, daß sich mitten in Deutschland und in nicht zu ferner Zukunft wirklich ein solches Ujulum oder doch etwas sehr Aehnliches entwickeln werde.

Sind alle Berichte von indischen und birmanischen Juden einfach Abgeschmacktheiten, so liegt den Erzählungen, die von geheimnißvollen arabischen Stämmen jüdischer Abkunft wissen wollen, offenbar ein Korn Wahrheit zu Grunde. Die von Salmanassar weggeführten Bewohner Nordpalästinas oder auch nur größere Reste derselben sind nicht mehr aufzutreiben. Sie haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach in Mesopotamien, Persien und Kurdistan zerstreut und sind in die dort wohnenden Völkerschaften aufgegangen. Dagegen ist wohl sicher, daß im Innern Arabiens noch Stämme mit jüdischer Religion hausen, die eine gewisse Unabhängigkeit bewahren. Nur wird zu bezweifeln sein, daß sie von jüdischer Rasse und daß sie so stark sind, wie manche Geschichtchen sie machen. Sie selbst nennen sich nach Frankls Gewährsmännern Jehud Chebr, während die Beduinen sie mit den Namen Arab Sebt (Araber, die den Sabbat feiern, vielleicht auch Anhänger des oben erwähnten Sabbatai Zebi) bezeichnen. Es heißt, sie verehrten Jethro, den Schwiegervater des Moses, als Urahn, was wir dahingestellt sein lassen. Gewiß aber ist, daß sie Nomaden sind. „Indem sie es ungern sehen, wenn sie von Juden als Glaubensgenossen erkannt werden,“ berichtet Frankl — richtiger möchte sein, zu sagen, indem sie nicht als Stammverwandte der Juden betrachtet werden wollen —, „gehen sie diesen soviel wie möglich aus dem Wege.“

Der türkische Quarantäne-Arzt zu Chanekin an der persischen Grenze, ein piemontesischer Jude, der den Feldzug der Aegypter in das arabische Binnenland mitgemacht haben wollte, theilte dem Professor Petermann im Jahre 1854 über dieses mysteriöse Volk Nachstehendes mit: „Der Weg zu den Chaibar führt von Aken nach Mokka, von da nach Chodeida, dann nach Bir El Fakhid (Bet El Fakih), von wo aus es zwei Straßen giebt, die eine geht nach Dscheffan, die andere nach Sana (Zanaa). Von Dscheffan kommt man zu den Cham, wo die Chaibar sind, und von da reist man über Braris, Komfoda und Lina nach Dschidda zurück.“

Der Missionär Wolff, auch ein Jude, will bei den Chaibar gewesen sein und unter ihnen Proselyten gemacht haben. Sie sind nach ihm sehr gastfrei, bewahren aber streng ihre Religion und ihre Frauen. Der Talmud ist ihnen unbekannt, dagegen besitzen sie schöne Pentateuche sowie andere Bücher, von denen man anderwärts nichts weiß, und die in einer fremdartigen Schrift geschrieben sind. Sie

sollen 40 000 Zelte haben und leben völlig unabhängig, von ihren Rabbinern regiert. Nächst Moses genießt bei ihnen vorzüglich Esra große Hochachtung.

Der erwähnte Schwarz wußte verschiedene Geschichtchen von Leuten dieser Jehud Chebr oder Chaibar zu erzählen, welche mit palästinischen Juden zusammengetroffen sein sollten. Wir halten dieselben, obwohl sie meist in neuester Zeit spielen, für Fabeln oder wenigstens für solche Thatfachen, die von dem genannten Rabbiner nach seinem Geschmack verschönert worden sind, wollen sie aber als Beispiele für diese Art von ganz oder halb märchenhaften Darstellungen der Sache mittheilen.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde von der Gemeinde Zefat ein Sendbote nach Yemen geschickt, um Almosen zu sammeln. In der Synagoge von Zanaa lernte er einen fremden Mann kennen, der ihm durch seine edle Gestalt und Gesichtsbildung sowie durch seine Kleidung auffiel. Er trug einen weiten Mantel, und auf dem Gürtel, der sein Untergewand zusammenhielt, las man in hebräischer Schrift die Weissagung Jakobs: „Dan wird eine Schlange werden auf dem Wege und eine Otter auf dem Steige.“ Man begegnete ihm mit großer Ehrfurcht; denn es hieß, daß er ein Seher sei und geheime Zwiesprache mit seinem Genius halte. Er fragte den Sendboten um Zion und das heilige Land, und als dieser Trauriges berichtete, weinte und klagte er, indem er sich auf die Erde warf. Als er dann von jenem über den Stamm Dan befragt wurde, erwiederte er, daß dieser ein großes Reich östlich von Zanaa bilde und von einem Fürsten beherrscht werde, der Nasi heiße. Von dem Fremden aufgefordert, ihn in seine Heimat zu begleiten, lehnte der Sendbote dies aus Aengstlichkeit ab. In Zefat erzählte er dann sein Erlebnis, worauf der Rabbi Baruch Mosche sich erbot, die Brüder vom Stamme Dan aufzusuchen. Man rüstete ihn zu dem Zwecke mit den nöthigen Mitteln aus, und er reiste über Aegypten nach Zanaa ab. Ein dortiger Jude wurde sein Führer, und sie zogen viele Tage immer nach Osten. Da wurde der Führer plötzlich von einer Schlange gebissen, und obwohl er geheilt wurde, erklärte er, nicht mehr weiter wandern zu wollen zum Stamme Dan, „der durch den Segen des Patriarchen allein vor den Schlangen der Wüste geschützt sei“.

Eine andere Geschichte lautet: „Zur Zeit, als Ibrahim Pascha in Syrien Ordnung und Sicherheit geschaffen hatte“, also um 1835, „gingen zwei jüdische Handwerker aus Jerusalem über den Jordan, um bei den Beduinen Arbeit zu suchen. Eines Tages kamen fremde Araber zu den Zelten, wo jene sich aufhielten, und als sie sahen, daß die Handwerksleute nicht mit den Uebrigen und nur Brot und Milch aßen, fragten sie, wer die Männer seien. Als man entgegnete, sie seien Juden, lachten sie und sagten: „Die Jehud Chebr kennen wir besser. Die sind Riesen und nicht wie diese da klein und schwächlich.“

Vor wenigen Jahren, so berichtete unser Rabbi (1854) weiter, gingen zwei Juden zur Grabhöhle des Rabbi Akiba bei Tabarijeh beten. Während sie ihre Andacht verrichteten, sprengten zwei arabisch gekleidete Reiter heran und hielten still, bis jene ihr Gebet gesprochen. Dann fragten sie, welcher Sadik (Gerechte,

Heilige) hier begraben liege. Als ihnen der große Akiba genannt wurde, stiegen sie ab, gingen in die Gruft und sprachen dort ein hebräisches Gebet so laut, daß die beiden draußen gebliebenen Männer es deutlich vernahmen. Dann setzten sie sich wieder zu Pferde. Gefragt, wer sie seien, antworteten sie: „Jehud Chebr! Verlasset die Stelle, wo ihr stehet, nicht eher, als bis wir euch aus dem Gesichte sind, wir beschwören euch bei dem alleinigen Gotte Israels.“ Darauf ließen sie ihren Thieren die Zügel schießen und jagten davon.

Im Jahre 1848 veranlaßte Rabbi Schwarz in Gemeinschaft mit Freunden einen afrikanischen Juden Namens Amram, der Sitten und Sprache der arabischen Stämme genau kannte, die Jehud Chebr aufzusuchen. Derselbe kam aber nur bis Janna, da weiterhin eine Fehde zwischen den Beduinen ausgebrochen und das Reisen unsicher geworden war. Indes wollte er deshalb seinen Plan nicht aufgeben, und zwar umsoweniger, als er von den Arabern gehört hatte, daß weiter nach Osten der jüdisch-arabische Stamm Benjamin seine Zelte aufschlage. Ob Amram die Reise dann wirklich fortgesetzt hat und zurückgekehrt ist, sagt Frankl, unsere Quelle, nicht; wir fürchten, die Sache gehört in das Kapitel der jerusalemischen Schwindelei.

Kehren wir aus diesen Ungewißheiten in die bekannte Wirklichkeit zurück, und begeben wir uns von Nordsyrien nach Palästina, so treffen wir hier eine jüdische Bevölkerung von etwa 13—14 000 Seelen an. Davon kommen auf Jerusalem, dessen Gesamtbevölkerungszahl ungefähr 20 000 beträgt, etwa 8 000, auf die galiläische Stadt Safed rund 2 200, auf Tabarijeh am See Genesareth 1 500 und auf Hebron etwa 400. In Jaffa, der Hafenstadt, wohnen 500, in Chaiifa am Carmel 150, in Nablus gegen 100. In den phöniciischen Städten Akka und Saida zählt man gegen 300 Juden, von denen die meisten auf die erstere fallen. Die große Mehrzahl dieser palästinenfischen und phöniciischen Israeliten gehört zu den Sephardim und zu den Unterthanen der Pforte. Nur etwa 2 000 stehen unter dem Schutze und Gesetze fremder Mächte, und davon wieder kommen die meisten auf Oesterreich-Ungarn.

Die Sephardim der heiligen Stadt zählen über 4 000 Seelen und bilden somit dort die Hauptgemeinde der Juden. Sie kleiden sich orientalisches und stehen schon dadurch vortheilhaft von den Schubezen, Zobelmitzen und Peisen*) der Askénasim ab, sollen aber auch den Einflüssen der Civilisation weniger feindlich, nicht so starre Verehrer des Herkommens und durchschnittlich reinlicher sein als diese. Letztere stammen mit wenigen Ausnahmen aus Westrußland, Galizien, Ungarn und Rumänien, woher sie eingewandert sind, „weil nur hier das wahre Heil zu finden ist“ — ein Glaube, den unsere jüdischen Banquiers und Börslaner, Bucherer und Zeitungsschreiber augenscheinlich nicht theilen, obwohl ihre deutschen Nachbarn ihnen denselben nicht verübeln würden. Jene frommen Immigranten hielten sich, als sie auswanderten, an die Verheißungen des Talmud. Nach diesem blieben von den zehn Maß Weisheit, die einst auf die Erde ausgeschüttet wurden, neun im gelobten

*) Schubeze der Kaslan, Peisen die langen geringelten Schläfenlocken der polnischen Juden. Grenzboten I. 1880.

Lande zurück. Wer hier nur vier Ellen weit reißt, dem wird „Nulom Chawo“, ewiges Leben, zu Theil. Nur wer hier wohnt, ist als ein solcher anzusehen, der den wahren Gott hat; denn er lebt ohne Sünde, und sein Gebet geht geradenwegs zum Himmel. Wenn einer hier begraben wird, „so ist es gleich, als wäre er unter dem Altar bestattet“; kein Wurm darf seinem Leibe nahen, und ebensowenig haben die Strafengel, welche nach Beerdigung der Todten sich nahen, um sie wegen der auf Erden begangenen Uebertretungen zu peinigen, hier Zutritt zu den Särgen. Endlich aber wird hier „Meschiach“ erscheinen, und man ist dann gleich bei der Hand und braucht nicht erst die lange unterirdische Reise zu machen, welche alle Verstorbenen nach dem Thale Josaphat anzutreten haben, wenn die Posaune des Gerichts zur Auferstehung rufen wird.

Die Sephardim Jerusalems stehen unter einem Großrabbiner (Chacham Baschi), der sich mit einem Rabbiner-Rath (Bes Din) umgiebt. Die Askenasim, die sich in sechs oder sieben Gemeinden gespalten haben, besitzen kein gemeinschaftliches geistliches Oberhaupt. Beide Klassen haben das mit einander gemein, daß sie außerordentlich zeitig heiraten und nicht gern arbeiten. Gewerbtreibende gab es, als Frankl sie besuchte, unter ihnen nicht viel über 200, und davon beschäftigte sich später eine gute Zahl mit der Aufertigung und dem Vertrieb von „moabitischen“ und andern „Altterthümern.“ Die übrigen studiren den Talmud und lassen das Mitleid ihrer europäischen Glaubensgenossen durch Almosen für sich sorgen, zu welchem Zwecke von Zeit zu Zeit Rabbiner mit Bettelbriefen Deutschland, Holland, Oesterreich-Ungarn und das westliche Europa abklopfen. Aehnlich verhält sich's mit den 800 Sephardim und 1400 Askenasim, welche in Safed wohnen; nur 41 erwarben sich nach Frankls Quellen ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit. Nicht besser stand es mit den 881 Askenasim und den 663 Sephardim, welche nach diesem Gewährsmann in Tiberias lebten: alle bezogen Unterstützungen aus Europa, nur 17 trieben einen Kram oder ein Handwerk. Wenig Vortheilhafteres ist von den Juden in Jaffa und Hebron zu melden. Wir fügen endlich noch hinzu, daß die Juden auch in Syrien tief verachtet und gehaßt werden, und daß das Sprichwort: „Ja Jehud!“ (o Jude!) bei der dortigen arabischen Bevölkerung als die bitterste Beleidigung gilt, die man jemand mit Worten anthun kann.

Blicken wir nach Afrika hinüber, so befanden sich, als Frankl schrieb, in Aegypten etwa 5000 Juden, die fast nur in Alexandrien und Kairo wohnten und mit geringen Ausnahmen Sephardim waren. Jetzt werden der Suezcanal und Ismail Paschas Finanzwirthschaft mehr ins Land gezogen haben. In Kairo existirten um die Mitte der fünfziger Jahre zwei jüdische Gemeinden, die der Karaim und die der Rabbanim. Die erstere, früher sehr zahlreich, ist jetzt auf ungefähr 50 Familien zusammengeschmolzen; die letzteren, gegen 300 Familien stark, werden von einem Rabbiner regiert, der ihnen Recht spricht, ohne jemand verantwortlich zu sein. Einige jüdische Geschäftsleute in Aegypten, z. B. der Banquier Pinto, sind sehr reich, die Mehrzahl der dortigen Juden aber befindet sich in ärmlichen Verhältnissen. Einige nähren sich als Wasser- und Lastträger, die meisten als Mäkler und Geldwechsler

der Straße. Handwerkern begegnet man unter ihnen nur wenigen; es sind gewöhnlich Seidentweber oder Uhrmacher.

Außerst zahlreich sind die Juden in Tunis, wo nach Aläden 120 000, in Tripolis, wo 12 000, und in Algerien, wo 30 000 leben sollen. Dieselben gehören fast ausschließlich zu den Sephardim und haben in Sitten und Gebräuchen große Ähnlichkeit mit ihren Stammgenossen in Marokko. Ueber die letzteren sind wir durch Graberry v. Hemso's noch immer werthvolle Schrift „Das Sultanat Moghrib ul Akfa“ ziemlich genau unterrichtet. Hier ist die Zahl der marokkanischen Israe- liten — wohl zu hoch — auf 539 500 angegeben, von denen 2500 auf Tanger, 4200 auf Tetuan, 1300 auf die Millah (das Ghetto) von El Kraisch, 9000 auf Fez, 5000 auf Meknäs, 7000 auf Er Rabatt, 2000 auf Tefza, 5000 auf Mar- rakkisch, die Hauptstadt, 4000 auf Mogador, 1800 auf Tcdnest, 1000 auf Agmat und die übrigen auf die verschiedenen kleineren Städte der Küste und auf die Dörfer des Binnenlandes kommen. Die Mehrzahl sind Rabbanim, doch leben hier auch viele Karaim, die namentlich in der großen und wohlhabenden Stadt Dimnit in der Provinz Erhammena angesiedelt sind. Die ältesten Colonien befinden sich in den Gebirgen unter den Amazirghen, bezeichnen sich selbst als Philistiner und sind vielleicht schon in der Römerzeit gegründet worden. Die in den Seestädten ansäf- sigen Juden sind Sephardim und sind zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Spanien und Portugal hierher geflüchtet. Jene treiben vorzüglich Ackerbau und Viehzucht, diese, zum Theil sehr wohlhabend, sind meist Kaufleute, Mäkler, Dol- metzher und Handwerker. Alle marokkanischen Juden werden von Raiden ihres Stammes, die sie selbst wählen, nach ihren eigenen Gesetzen regiert. Der Sultan ernennt nur den obersten Schech dieser Richter und Verwaltungsbeamten. Die in Tcdnest erfreuen sich werthvoller Vorrechte, und die in Rabatt haben fast den ge- sammtten Handel mit dem Auslande an sich gerissen. Die übrigen dagegen, nament- lich die unter den Mauren lebenden, sind größter Verachtung und häufig auch Miß- handlungen ausgesetzt. Sie sollen nicht arabisch lesen und schreiben lernen, nur Maulthiere und Esel zum Reiten benutzen, nur dunkle Farben tragen, sich in Gegen- wart von Muslim nicht niedersetzen, sich keinem Quell oder Brunnen nähern, wenn ein Rechtgläubiger daraus trinkt, und vor Moscheen nicht anders als barfuß vor- übergehen. Sie sind ferner schwer besteuert, müssen Henkersdienste verrichten und die Leichname der Justificirten begraben. Die Straßenjugend verspottet, der Pöbel schlägt sie, ohne daß ihnen gestattet wäre, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie rächen sich dafür, indem sie die maurischen Nachbarn soviel als thunlich hinters Licht führen und um ihr Geld bringen, und dies gelingt fast immer; denn das Sprichwort hat Recht, daß die Juden von Fez und Marokko alle andern an List — unsere Judenpresse würde sagen an „Gerissenheit“ — übertreffen.

Außer den genannten Landstrichen Afrikas giebt es in diesem Welttheil noch Juden in Senaar und im Sudan, desgleichen in Loango und vor allem in Habesch. Ueber die letzteren waren bis vor etwa fünfzehn Jahren nur dürftige und ungewisse Nachrichten nach Europa gelangt. Inzwischen aber haben wir durch

den englischen Missionär Stern Bestimmteres und, wie es scheint, im Allgemeinen Zuverlässiges über sie erfahren. Stern, beiläufig ein getaufter Jude, hat die Betreffenden besucht und seine Beobachtungen unter dem Titel: „Wanderungen unter den Falaschas in Abyssinien“ veröffentlicht. Nach ihm wohnen Juden namentlich im südwestlichen Theile des Königreichs Habesch. Sie nennen sich Falascha, Verbannte, haben sich einen unmittelbar zu Abraham hinaufreichenden Stammbaum zurechtgemacht und wollen mit der bekannten Königin von Saba nach Afrika gekommen sein, was aller Wahrscheinlichkeit nach gleich jener Freundin Salomos selbst in die Mythologie gehört. Die Falascha sollen ferner ehemals unabhängig gewesen sein und unter Königen gestanden haben, welche alle Gideon, desgleichen unter Königinnen, welche alle Judith geheißen hätten. Ob dieselben sich wirklich alle so nannten — etwa wie unsre Reuß alle Heinrich heißen —, wird zu bezweifeln erlaubt sein. Gewiß ist nur, daß ein Königspaar Gideon und Judith aus dem abyssinischen Judenlande Saman in den Kämpfen, die im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts zwischen dem Negus David und den Muhamedanern stattfanden, mit den letzteren gegen die Christen gemeinschaftliche Sache machte. Gegenwärtig sind die Falascha über fünf Provinzen von Habesch zerstreut, und man erkennt nach Sterns Angaben ihre Dörfer auf den ersten Blick, da auf den Dächern ihrer Tempel, deren Eingang stets nach Osten hin liegt, und in denen sich immer drei besondere Abtheilungen hinter einander befinden, allenthalben ein rother Topf angebracht ist. Diese ostafrikanischen Angehörigen des Volkes Israel rühmen sich, ihr altjüdisches Blut vollkommen rein erhalten zu haben. Mischheiraten mit benachbarten Stämmen sind streng verboten, ja es gilt schon für Sünde, das Haus eines Andersgläubigen zu betreten, und wer sich in dieser Weise vergeht, hat sich zu reinigen und frische Kleider anzulegen, bevor er an seinen eignen Herd zurückkehren darf. Diese Ausschließlichkeit, um deren Folgen wir die Nachbarn der Falascha im Hinblick auf gewisse zudringliche Nachfragen nach Waarenbedarf und alten Kleidern vielleicht beneiden dürfen, hat nach Sterns Behauptung insofern gute Folgen gehabt, als sie die Falascha vor der Sittenlosigkeit bewahrt hat, die in ganz Habesch herrscht. Männer wie Frauen befolgen unter jenen gewissenhaft die zehn Gebote, frühe Heiraten, Vielweiberei und Ehescheidungen sind ihnen nicht gestattet. Männer dürfen nicht vor dem zwanzigsten, Mädchen nicht vor dem fünfzehnten Jahre eine Ehe eingehen. Das weibliche Geschlecht erscheint in der Doffentlichkeit unverhüllt. Sehr andächtig und glaubensstreng, sind diese abyssinischen Juden zugleich in hohem Grade reinlich. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht sowie einige Handwerke; man trifft z. B. unter ihnen Weber, Töpfer und Schmiede. Höchst merkwürdig und beinahe unglaublich erscheint, was nach Sterns Bericht Thatsache wäre: diese Stammgenossen unserer Börsenjobber, unserer Trödel- und Schacherjuden, unserer Rückkaufshändler und der ihnen ähnlichen Geschäftsleute orientalischer Extraction in Deutschland sollen nicht nur keine Neigung zum Handel zeigen, sondern denselben geradezu verachten. Unser Missionär schreibt: „Der Handel gilt ihnen für unver-

träglich mit dem mosaischen Glauben, und man trifft unter dieser Viertelmillion Menschen nicht einen einzigen Kaufmann.“ — Wirklich? Nicht einen einzigen? Da steht's schwarz auf weiß. Aber Stern wird uns gestatten, daß wir Bestätigung des Wunders durch nicht-jüdische Beobachter abwarten.

Barbarisch ist eine Sitte der Falascha, die mit ihren übertriebenen Begriffen von Reinheit zusammenhängt. Neben jedem ihrer Dörfer befindet sich eine „unreine Hütte“, in die man die Kranken schafft, deren Tod für unabwendbar gilt. Sie liegen dann einsam und verlassen; denn kein Verwandter darf ihnen nahen, nur solche, die selbst für unrein gelten, dürfen ihnen Gesellschaft und Beistand leisten. Wir bemerken schließlich, daß Stern in Genda, dem Mittelpunkt des Falaschalandes, eine Missionsstation gründete und, als er schrieb, sich natürlich — alle Missionäre thun dies — großen Hoffnungen auf den Erfolg seiner Befehrspredigten überließ. Ob dieselben sich erfüllt haben, wissen wir nicht.

Blicken wir, bevor wir uns der europäischen Judenenschaft zuwenden, auf deren Stammgenossen in Asien und Afrika als Ganzes zurück, so finden wir, daß dieselben nur an wenigen Orten in größerer Zahl Arbeiter sind, daß die Majorität vielmehr vom Handel lebt, und daß sie — sicher nicht bloß wegen ihrer Religion, die ja dem Islam näher verwandt ist als das Christenthum — noch heute in den Augen ihrer muhamedantischen Nachbarn als das dastehen, was sie in den Augen der Römer zur Zeit des Tacitus waren, als das odium generis humani.*)

Wir sahen, daß die ungeheure Majorität der jüdischen Diaspora im Laufe der Zeiten nach Europa ausgewandert ist. Wollte man sich ihre Verbreitung über diesen Theil der alten Welt graphisch verdeutlichen, etwa durch Schattirungen von Roth auf einer Karte, wo die stärkste Dichtigkeit durch den tiefsten Ton der Färbung des betreffenden Landstrichs angegeben wäre, so würde dieser dem ehemaligen Polen und zwar den südöstlichen Gegenden desselben, daneben aber den Gebieten links von der untern Donau zukommen. Erheblich blasser würden Oesterreich-Ungarn (ohne Galizien), Deutschland (ohne Posen und Berlin), Dänemark und Holland erscheinen, wieder etwas schwächer gefärbt die Nordhälfte Rußlands, das Binneland Rumeliens, Serbiens und Bulgariens, dann Griechenland, Italien, Frankreich, die Schweiz, Belgien und England, noch matter das nördliche Skandinavien, endlich fast farblos Spanien und Portugal. Im russischen Reiche mit Einschluß Polens, Lithauens und Kurlands, Sibiriens und Kaukasiens wohnten nach den letzten statistischen Ermittlungen rund 2 650 000 Juden, davon wenigstens 2 000 000 in den westlichen Provinzen, also in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Im eigentlichen Rußland, Moskovien, werden sie nicht geduldet. In Rumänien beträgt ihre Zahl jetzt über 250 000, in Oesterreich-Ungarn 1 400 000, in Holland 70 000, in der europäischen Türkei ungefähr ebenso viel, in Serbien 1500, in Griechenland seit

*) Derselbe wirft ihnen vor, deshalb so verhaßt zu sein, weil sie sich starr absonderten und alle bisherige Humanität und Sittlichkeit umkehrten. „Sie hassen,“ meint er, „die Menschheit und alles Menschliche.“

Einverleibung der Ionischen Inseln 2800, in Italien 40 000, in der Schweiz gegen 7000, in Belgien 3000, in Frankreich 50 000, in Großbritannien 52 000, in Dänemark 4400, in Schweden und Norwegen nahe an 2000, während man auf Spanien mit seinen 17 000 000 Einwohnern nur etwas mehr als 6000 rechnet.

Die jüdische Bevölkerung des deutschen Reiches belief sich 1871 auf 512 160 und vier Jahre später auf 520 575 Köpfe, d. h. über 12 Procent der Gesamtbevölkerung, wobei die getauften Juden und die nächsten Abkömmlinge von solchen nicht mitgerechnet sind. Jetzt kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß jene Zahl durch natürliche Vermehrung und durch den später zu besprechenden unablässigen Zuzug vorzüglich aus Polen auf etwa 550 000 angewachsen ist. Unzweifelhaft würde sie noch stärker sein, wenn die Gründerzeit nicht eine mehrjährige Unterbrechung erfahren hätte. Die meisten Juden unter den deutschen Staaten hatten 1871 im Vergleiche mit ihrer Gesamteinwohnerzahl Hamburg, wo deren 41, Hessen, wo 30, und Elsaß-Lothringen, wo 26 auf tausend Einwohner kamen, aufzuweisen. In Baden fielen 18, in Waldeck 15, in Preußen 13, in Lübeck, das ihnen erst im 18. Jahrhunderte Niederlassungsrecht gewährt, 11, in Baiern 10, in Anhalt, in Lippe und Sachsen-Meiningen 9, in Oldenburg und in den beiden mecklenburgischen Großherzogthümern 5, in Braunschweig, in Sachsen-Weimar und in Bremen 4, in Schwarzburg-Sondershausen 3, in Schwarzburg-Rudolstadt 2 Juden und im Königreiche Sachsen sowie im Herzogthume Coburg-Gotha nur einer auf tausend Seelen der Bevölkerung des Landes. Die beiden russischen Fürstenthümer hatten zusammen nur 39, das Herzogthum Sachsen-Altenburg nur 10 Juden unter ihren Einwohnern.

„Die Zahl der Juden wächst aber bei uns unverhältnißmäßig schneller als die der übrigen Bevölkerung, obwohl Deutschland sich unter den Culturvölkern durch rasche Volksvermehrung auszeichnet. In Preußen wohnten im Jahre 1816 (nach den Mittheilungen des statistischen Bureaus) 123 921 Juden, 1846 schon 214 857 (dritthalb Jahrzehnte später, wie wir einschalten, 325 565) und 1875: 339 790. Im Jahre 1816 kam ein Jude auf 83 Einwohner des preussischen Staates, 1846 einer auf 75. Das Jahr 1867 zeigt dann einen scheinbaren Rückgang — ein Jude auf 77 Einwohner — weil inzwischen die neuen Provinzen mit verhältnißmäßig geringer jüdischer Bevölkerung hinzugetreten waren. Aber schon 1871 stellte sich das alte Verhältniß von 1:75 wieder her.“*)

Seit 1875 ist aber die Zahl der Juden namentlich in Preußen und im Königreiche Sachsen wahrscheinlich weiter angewachsen, und man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß die der preussischen sich jetzt auf mehr als 350 000, die der sächsischen, die im Jahre 1871 erst 3357 betrug, sich gegenwärtig allein

*) Das mit Anführungszeichen Mitgetheilte entnehmen wir Treitschkes Schrift „Ein Wort über unser Judenthum“ (Berlin, Reimer, 1880), die wir im Allgemeinen warm empfehlen, mit der wir uns aber insofern nicht einverstanden erklären, als der Verfasser meint, „von einer Schmälerung der Emancipation könne unter Verständigen gar nicht die Rede sein!“ Wir meinen, man dürfe sich nicht für die Zukunft binden.

in den beiden Hauptstädten des Landes, Leipzig, wo die Messe den Handelsmann anzieht und gewisse Zweige der mercantilen Thätigkeit, z. B. der Rauchwaarenhandel, fast ausschließlich in jüdischen Händen sind, und Dresden mit seinem raschen Wachsthum und seinem gewinnbringenden Fremdenverkehr, auf circa 5000 gesteigert hat.

Vor allen andern Städten aber, Hamburg nicht ausgenommen, hat Berlin Anziehungskraft auf das Judenvolk ausgeübt. Die „Vossische Zeitung“ vom 28. December 1879 brachte darüber einen Bericht, dem wir das Folgende entnehmen. Im Jahre 1811 hatte Berlin unter 169703 Einwohnern nur 3292 Juden, 1831 war hier die Gesamtbevölkerung auf 248682, die des isrealitischen Elements auf 4959 angewachsen. 1861 hatte sich jene auf 547571, diese auf 18953 gesteigert. 1871 gab es in der Hauptstadt des deutschen Reiches bei einer Einwohnerzahl von 824580 nicht weniger als 36015 Juden, und 1875 hatte sich die Gesamtbevölkerung hier auf 964240, die Zahl der Juden aber auf 45464 vermehrt, die letzteren hatten also in der Zwischenzeit um nicht weniger als 9449 Köpfe zugenommen. Gegenwärtig hat die Stadt in ihren Mauern ohne Zweifel weit mehr als 50000 Juden. Geht das auch nur in dem Maße fort, daß die jüdische Bevölkerung Berlins von Volkszählung zu Volkszählung, also alle drei Jahre, wie von 1867 bis 1871, um 8408 Seelen wächst, so wird dasselbe noch vor Ende des Jahrhunderts mehr als 100000 Juden in seinen Mauern zählen. Wir nehmen aber an, daß das Wachsthum dieses Elements in Zukunft mindestens so stark sein wird wie von 1871 bis 1875, und dann wären den zwei Millionen Einwohnern nicht-fernitischen Stammes, die Berlin im Jahre 1900 haben wird, etwa 110000 jüdische Nachbarn zu prophezeien. Was das nach allen Richtungen hin zu bedeuten hat, werden wir später untersuchen. Hier nur einige Hinweise auf den Einfluß, den die ungeheure Vermehrung der Juden in Berlin und ganz Preußen auf Handel und Wandel und alle wirtschaftlichen Verhältnisse und Thätigkeiten haben muß.

Die Juden werden von Kant als eine „Nation von Kaufleuten“ bezeichnet. Wir sahen, daß dies im Orient und in Afrika ungefähr zutrifft. Auch in Preußen ist dies der Fall. Auch hier haben die Juden, wie v. Mohl in seiner „Politik“ sagt, „entschiedene Scheu vor denjenigen Arbeiten, auf welchen die Gesellschaft vorzugsweise beruht, nämlich vor dem Ackerbau und jedem eine starke Körperkraft erfordernden Handwerke. Auch da, wo sie seit Jahrzehnten Grund und Boden erwerben und jedes Gewerbe betreiben dürfen, gehört es zu den seltensten Ausnahmen, daß ein Jude das Feld selbst bebaut oder das Handwerk eines Schneiders, Zimmermanns, Maurers u. d. betreibt; man findet sie nicht unter den Eisenarbeitern, den Matrosen, den Bergleuten. Zur Noth ergreifen sie die feineren Gewerbe, der größte Theil aber geht dem Handel nach, ein anderer widmet sich den Wissenschaften oder Künsten oder treibt das gewerbsmäßige Litteratenthum.“ Der Handel und immer wieder der Handel! Es ist bequemer und einträglicher, andere produciren zu lassen und ihre Producte, die Kohlen und das Eisen des Bergmanns, das Getreide und das Vieh des Bauern, die Erzeugnisse der Metallwaaren- und

Textilstoff-Fabriken, zu vertreiben. Von schwerer Arbeit wird man nicht fett. Sagt doch schon der Talmud: „Es giebt keine schlechtere Hantirung als den Ackerbau. Wenn jemand hundert Silberlinge in der Handlung hat, so kann er alle Tage Fleisch und Wein genießen; wenn er aber hundert Silberlinge auf den Feldbau verwendet, so kann er nur Salz und Kraut essen.“

Daß dies auch für die Reformjuden unserer Tage, die vom Talmud nichts halten, kein überwundener Standpunkt, sondern — wir sprechen hier wie immer von der großen Mehrheit — Lebensregel, Aeußerung eines Rasseninstincts ist, an dem die Emancipation des semitischen Elements nur wenig geändert hat, soll uns die Statistik zeigen. Vor der Emancipation lagen die Verhältnisse in Preußen folgendermaßen. Nach den 1843 angestellten Ermittlungen lebten hier unter 1000 Juden vom Handel 431, von Handwerken 193, vom Gesindebienst 101, vom Betriebe von Gast- und Schankwirthschaften 47, von wissenschaftlichen Berufs-zweigen 27, als Tagelöhner 42, als selbständige Gewerbsleute (abgesehen von Handel und Handwerk) 22, von Gemeindeämtern 13, vom Bettel und als Versorgte in wohlthätigen Anstalten 87, von Renten 27 und vom Landbau 10. Selbständig betrieben damals in Preußen 21739 Juden den Handel, und zwar Großhandel und Banquier-geschäfte 1140, Ladenhandel 6003, Lieferanten- und Commissionsgeschäfte 1140, Kleinhandel, Trödelei, Hökerei, Hausirhandel u. dgl. 13238.

„Humane“ Optimisten nahmen an, daß bei voller Gleichberechtigung des Juden-volkes mit den Deutschen jene sich mehr der Landwirthschaft und dem Handwerke zuwenden würden. Aber man vergleiche damit nachstehende Thatsachen. Das Emancipationsgesetz erging im Sommer 1847, und die Resultate davon liegen in folgender Tabelle vor.

Von der jüdischen Bevölkerung Preußens lebten:	1849:	1861:
1) Von ärztlicher Praxis und als Lehrer	1610	2086
2) Vom Handel:		
Als Banquiers und Wechsler	314	550
Großhändler ohne Läden	1002	2785
Kaufleute mit Läden	6528	9736
Lieferanten, Commissionäre und Pfandleiher	1444	2035
Victualienhändler und Höker	2887	3003
Tröbler	1054	1209
Als Geschäftsleute mit stehendem Kramhandel	5233	4814
Als umherziehende Handelsleute	3664	4699
Als Gehilfen in den verschiedenen kaufmännischen Geschäften	5582	9852
Vom Pferdehandel	805	938
Zu Summa vom Handel	28513	39621
3) Von Industrie als Mechaniker, Künstler und Handwerker	12054	11445
4) Von Landwirthschaft und Gärtnerei	582	643
5) Vom Pacht verschiedener Nutzungen	35	26
6) Vom Betrieb ländlicher Brauereien und Brennereien	323	302
7) Von niederen Communaldiensten	536	949
8) Als Tagelöhner	2588	2106

	1849:	1861:
9) Als Gesinde	6000	4814
10) Von Renten	1677	2992
11) Von Unterstützung und vom Bettel	5763	4922

Diese Liste constatirt, wie die Schrift, aus der wir dies schöpfen, sagt*), die stärkste Zunahme da, wo die geringste körperliche Anstrengung und der größte Gewinn ist, nämlich im Bankgeschäft und im Großhandel. In denjenigen Thätigkeiten, welche körperliche Arbeit bei geringem Gewinnte erfordern, finden wir durchweg Abnahme der Selbstthätigen. Wenn die „Landwirthe“ sich etwas vermehrten (in elf Jahren um nicht mehr als etwa sechzig), so bedeutet das nur, daß eine Anzahl von Banquiers und Großhändlern sich Grundbesitz als eine Art Luxus erworben haben. Die Eigenthümer sind äußerst selten die Bewirthschafter. Im preussischen Staate gab es 1861 642 Banquiers, und davon waren laut der obigen Tabelle 550 Juden. 1855 existirten in Berlin 519 und in Breslau 242 Großhandlungen, und davon waren dort 444 und hier 212 in jüdischem Besitze. Unter den 15 Mitgliedern des Centralausschusses der Reichsbank sind 11 Juden. Während im Jahre 1867 von der Gesamtbevölkerung Preußens einschließlich der Juden 1,8 Procent in die höchste Steuerklasse fielen, gehörten dieser Klasse 1871 von den Juden rund 6 Procent allein an Banquiers und Großhändlern an.

In diesem Stile ist es seit 1861 ohne Zweifel fortgegangen. Die Juden haben sich mit ihrer Dreistigkeit und Rührigkeit in alle Geschäfte kaufmännischer Art, in die Vereine, die Parteien, die Vertretungen eingedrängt und darin festgesetzt. Sie beherrschen die Börse vollständig, sie sind die Hauptgründer der Jahre 1871 und 1872 gewesen, sie haben die Reichsbank so ziemlich in ihre Hände gebracht, sie lassen den größten Theil der Fabrikanten und deren Arbeiter sich für ihren Vortheil abmühen, sie haben einen Theil der deutschen Kaufleute mit den specifisch jüdischen Grundsätzen inficirt, nach denen sie selbst in Dingen des Handels zu verfahren gewohnt sind, sie schreiben und redigiren nach diesen Grundsätzen die meisten großen Zeitungen und machen dabei zu Gunsten ihrer Ansichten und Absichten öffentliche Meinung.

Wie ihnen dies gelingen konnte, darüber in einem späteren Artikel. Für jetzt nur noch die Bemerkung, daß diese und andere Erscheinungen nach unsrer Erfahrung im deutschen Publikum mit jedem Jahre stärker empfunden, daß sie mit fortwährend steigender Erbitterung besprochen werden, und daß die Aufregung darüber in allen Schichten unserer Bevölkerung weit allgemeiner ist und weit tiefer geht, als Manche glauben. Man hört von einer „wirthschaftlichen Trichinose“ reden, die unser Volk seit der Juden-Emancipation ergriffen habe, man vergleicht das seitdem unaufhaltsam vordringende, über alle Zweige des ökonomischen, socialen und politischen Lebens sich ausbreitende semitische Element mit baumerstickenden tropischen Schmarozergewächsen und mit der Wasserpest. In Hannover denkt man dabei an

*) Die Fremdlinge in unserm Heim, Berlin, 1877.

die Bucherpflanze des Franzosenkrauts, in Leipzig an den Knoblauch, der seit einigen Decennien von Jahr zu Jahr in weiteren Kreisen den schönen Eichenwald des Rosenthals für Leute mit germanischen Geruchsnerven monatelang unzugänglich macht. Ein älterer Freund erinnerte uns in Betreff des Phänomens an die Bürger von Amsterdam, die mit schweren Bedenken bemerkten, wie durch Schiffe aus den Tropen Bohrwürmer in ihre Canäle verschleppt worden waren, von denen zu befürchten stand, sie würden die Pfähle, auf denen die Stadt erbaut ist, mit ihrem Magen und Saugen allmählich zerstören. Zum Glück erwies sich diese Beforgniß als unbegründet.

Ob das wohl auch in unserm Falle so sein wird? Wir können es vorläufig weder bejahen noch mit voller Bestimmtheit verneinen, werden die Sache aber in den folgenden Artikeln weiter prüfen und dann das Facit unsrer Untersuchung ziehen.

Krause.

Nach seinen Briefen.

Von A. Brocksch.

4. (Schluß.)

Noch einmal war es Krause vergönnt, ohne Noth zu leben; es war, als er die zweite Auflage der „Kunsturkunden“ im März 1820 an den Buchhändler Arnold verkaufte; aber die Zeit währte nicht lange. Noch einmal wandte er sich an den Minister von Altenstein, der ihn persönlich von der Berliner Sprachgesellschaft her kannte und ihn sehr schätzte; aber eine Anstellung an einer Universität gab er ihm nicht. In Dresden — das sah Krause klar — konnte er nicht länger bleiben. Aber wohin? Jedenfalls an eine Universität. Er dachte an verschiedene; im Mai 1822 tauchte zuerst Göttingen als Ziel auf. Noch im August desselben Jahres ging er dahin, um die Verhältnisse kennen zu lernen; ein Jahr später, im August 1823, siedelte er, nachdem ihm seine Frau in Dresden das vierzehnte Kind geboren hatte (zwei waren gestorben), mit seiner Familie nach Göttingen über.

Aus der Göttinger Zeit haben wir in dem von Leonhardi so sorgfältig gesammelten Briefwechsel nur wenig Briefe, die für Krauses Leben von Interesse sind; die folgenden Zeilen finden ihre Ergänzung hauptsächlich aus Lindemann und dem sechsten Bande von Oppermanns „Hundert Jahren“. Der letzte Brief Krauses an seinen Vater ist gegen Ende des Jahres 1821 geschrieben; aus der späteren Zeit finden sich von ihm nur wenige Briefconcepte.